

Von der Schwierigkeit, Fische zu zählen

In den letzten zwanzig Jahren wurden immer weniger Fische aus den Schweizer Flüssen gezogen. Sind also die Fischbestände am Schwinden? Oder fischen einfach die Fischer weniger? Ein Fall für die Forschung.

URS FITZE

Heinz Renz wohnt in Corminboeuf bei Freiburg, und seit 45 Jahren angelt er in den Bächen, Flüssen und Seen seines Kantons. «Ich bin gerne in der freien Natur unterwegs. Und ich lebe meinen Jagdtrieb aus», sagt er. Schon immer habe ihn zudem die Angeltechnik fasziniert. Seine besten Angelplätze an der Sense und der Glâne hat er in all den Jahren weitgehend beibehalten. «Rein äusserlich hat sich dort in dieser Zeit nichts verändert.» Dennoch

Ob und in welchem Ausmass solche Faktoren die Fangstatistik beeinflussen, suchte eine sozialpsychologische Studie zu klären, erarbeitet am Psychologischen Institut der Universität Zürich unter dem Titel «Angelfischer über sich selbst: Verhalten, Bedürfnisse, Zufriedenheit – 1980 bis heute». 1800 Anglerinnen und Angler in den Kantonen Aargau, Luzern, St. Gallen, Bern und Uri wurden dazu angeschrieben und gebeten, einen Fragebogen mit 43 Fragen auszufüllen. 990 Bögen wurden zurückgeschickt – eine beachtliche Rücklaufquote von 57 Prozent. Zusätzlich befragt wurden



Das Erlebnis kommt vor der Bilanz am Haken: Die Angler haben sich geändert.

MAX FÜRJI/ARCHIV

seien die Fangträge um mehr als die Hälfte zurückgegangen, wobei die Situation an der Glâne, einem Mittellandfluss, noch um einiges dramatischer sei als an der Sense, einem typischen Bergbach. Und während früher vor allem Äschen angebissen hätten, so dominiere heute die Bachforelle. «Beide Bestände sind aber rückläufig», stellt Renz klar. «Äschen sind inzwischen fast ausgestorben. Aber es gibt auch deutlich weniger Bachforellen als früher.»

Die Erfahrung des Fischers deckt sich in vielem mit den Statistiken über die Fischfänge in den Schweizer Flüssen. Sie weisen je nach Fischart und Kanton einen Rückgang um 20 bis 50 Prozent in den letzten zwei Jahrzehnten aus. Auf der Suche nach den Ursachen dieses alarmierenden Rückgangs wurde 1998 das Forschungsprojekt «Fischnetz» ins Leben gerufen. Eine der zwölf Hypothesen, die seither in einer ganzen Reihe von Studien überprüft werden, hinterfragt den Wert der Fangstatistiken. Diese dienen heute zur Schätzung der Fischbestände, sind aber oft nur ein Notbehelf, weil sie nur die von den Anglern gemeldeten Fänge ausweisen; an zuverlässigeren Methoden fehlt es bis heute. Deshalb ist der Schluss nicht zwingend, dass geringere Fänge auch geringere Bestände spiegeln.

Sozialpsychologen am Werk

Es ist auch denkbar, dass die Angler heute anders fischen als noch vor zwanzig Jahren. Angeln die Hobbyfischer etwa weniger als früher? Lassen sie heute mehr Fische wieder frei, die eigentlich das Mindestwachstumsmass erfüllen? Haben sich die Bedürfnisse der Fischer verändert? Ist vielleicht das Beutemachen weniger wichtig geworden als das Erlebnis in der Natur?

200 Personen, die mit dem Angeln aufgehört haben.

Zum Beispiel die Bachforelle

Die Auswertung zeigt in einem Punkt ein eindeutiges Bild: Der in der Fangstatistik ausgewiesene Rückgang deckt sich beim bedeutendsten Fisch in den Fließgewässern, der Bachforelle, weitgehend mit der persönlichen Erfahrung der Angler. Diese waren gefragt worden, wie viele und welche Fische sie gesamthaft in einem durchschnittlichen Fangjahr nach Hause nehmen. Bei der Bachforelle hat diese Zahl gegenüber 1980 durchschnittlich um 48 Prozent abgenommen – in der offiziellen Fangstatistik ist dieser Wert praktisch gleich hoch. «Das belegt die hohe Qualität der subjektiven Selbsteinschätzung», sagt die Wildbiologin Christa Mosler-Berger vom Infodienst Wildbiologie und Ökologie, die an der Studie mitgearbeitet hat. Anzumerken ist, dass viele Angler auch eigene Statistiken führen über ihre Fänge.

Die Bachforelle ist der mit grossem Abstand beliebteste Beutefisch. Das war schon 1980 so. Doch hat sich die Beliebtheit noch leicht gesteigert. Für Heinz Renz ist das eine klare Folge des Rückgangs anderer Fischarten wie der Äsche. «Vielen Anglern bleibt gar nichts anderes übrig, als auf die Bachforelle auszuweichen.» Die Aussage mag für manche Gewässer zutreffen. Sie ist aber insofern zu relativieren, als schon 1980 die andern Fischarten im Vergleich zur Bachforelle wesentlich weniger wichtig waren. Die Studie zeigt aber auch, dass immer mehr Bachforellen das notwendige Mass nicht erreichen und wieder ins Wasser gesetzt werden müssen. Kamen 1980 auf eine «massige» Bachforelle vier «untermassige», so sind es heute deren

sechs. Über die Ursachen kann nur spekuliert werden: Zu hoher Befischungsdruk, das veränderte Aussetzen von Jungfischen oder ein verlangsamtes Wachstum können verantwortlich sein.

Deutlich seltener am Haken hängen heute gemäss der Studie neben der Äsche auch Regenbogenforellen, Flussbarsch, Barbe und Rotfeder. Das muss aber nicht nur auf sinkende Bestände hinweisen, sondern hat ebenso mit der veränderlichen Beliebtheit der Fische zu tun. 11 von 16 erfassten Fischarten sind heute nicht mehr so gefragt wie vor zwanzig Jahren. Bei manchen Arten hat dafür die Tendenz zugenommen, die Tiere nach dem Fang wieder ins Gewässer zu entlassen – oft mit dem Argument, man wolle eine selten gewordene Art nicht gefährden. Insgesamt werden heute rund acht Prozent mehr Fische zurückgesetzt als 1980.

Deutlich rückläufig ist auch die so genannte Befischungsdensität. Die Fischer wurden gefragt, wie häufig sie in einem durchschnittlichen Fangjahr zum Angeln aufbrechen. 1980 waren noch zwei Drittel der Fischer mehr als zwanzigmal im Revier. Im Jahr 2000 ist diese Zahl auf unter die Hälfte gesunken. Dazu kommt, dass auch die durchschnittliche Verweildauer am Angelplatz abgenommen hat. Und schliesslich geben die Angler an, dass sie heute bei der Wahl eines Platzes Aspekte wie die Landschaft oder eine ruhige, vertraute Umgebung stärker gewichten: Das Verweilen in der Natur steht ganz klar im Vordergrund, während das eigentliche Beutemachen an Bedeutung verloren hat.

Auch für Heinz Renz. «Trotzdem nehme ich natürlich noch immer gerne einen gefangenen Fisch nach Hause.» Doch im Gegensatz zu früher gebe er sich heute auch mit weniger Beute zufrieden. Diese Beobachtung habe er auch bei vielen Anglerkollegen machen können. «Darin spiegelt sich wohl auch eine veränderte Lebensweise», vermutet er. Früher sei der Zutritt in die Familienkasse durch den Verkauf der Fische für manch einen nicht unbedeutend gewesen. «Das spielt heute keine Rolle mehr.»

Fischers Freude schwindet

Auch wenn sich die Prämissen verschoben haben: Die Mehrheit der Angler äussert sich unzufrieden über die heutige Situation. Beklagt wird dabei nicht nur der Fangrückgang, sondern etwa auch die stark gestiegene Patentgebühr oder der gewachsene Zeitaufwand, um einen Fisch zu fangen. Geradezu dramatisch gesunken ist die Zufriedenheit über das Angelgewässer. Die befragten Angler äussern dabei viel Ortsbindung: Rund zwei Drittel suchen seit zwanzig Jahren dieselben Plätze zum Fischen auf. War die grosse Mehrheit 1980 noch «sehr zufrieden» mit ihrem Gewässer, so ist dieser Anteil auf einen Achtel gesunken, während jener der «eher» oder «sehr» Unzufriedenen von fünf auf fast sechzig Prozent zugenommen hat. Heinz Renz kann diese Erfahrung nur bestätigen. Er weiss denn auch, warum er wo gern fischt und wo weniger. So sei in der Glâne die Proliferative Nierenkrankheit (PKD) besonders verbreitet, eine in den vergangenen Jahren immer häufiger auftretende Erkrankung innerer Organe. Einen Einfluss hätten vermutlich Kläranlagen oder die deutlich erhöhte Abflussgeschwindigkeit.

Uneins mit der Wissenschaft

Dass die Fische weniger geworden sind, dafür gibt es für Heinz Renz keinen Zweifel. Dass aber auch verändertes Anglerverhalten die Fangstatistiken beeinflussen könnte, das bezweifelt er. «Wir Angler sind gute Beobachter. Und über einen Bestandesrückgang in diesem Ausmass können wir uns nicht täuschen.»

Für Christa Mosler-Berger steht ausser Frage, dass sich die Angler heute anders verhalten als früher. So könne man auch davon ausgehen, dass dies die Fangstatistiken beeinflusse. «Wir können nicht, wie es bis vor kurzer Zeit noch Praxis war, den Fangrückgang mit dem Fischrückgang gleichsetzen.» Denn dazu seien einige Anforderungen für eine Langzeitbeobachtung nicht erfüllt, etwa ein gleich bleibender Befischungsdruk, die Erfassung sämtlicher gefangener, massiger Fische – auch der zurückgesetzten –, oder der Einfluss fischfressender Vögel. Der Fangrückgang, folgert sie, sei die Folge zweier Einflüsse, die sich überlagerten: «des Bestandesrückgangs bei manchen Arten und in manchen Gebieten sowie des veränderten Verhaltens der Angelfischer.»

WEITE WELT

Wo warst du?

CHRISTOPH LINK

Dem Diktat der Mode ist in Nairobi wirklich alles unterworfen. In- und Out-Listen könnten hier dicke Bücher füllen. Angesagt ist jetzt der Chicken-Dance, bei dem man nur ganz leicht im Rhythmus mit den Schultern oder dem Kopf zuckt; das ist neu und sieht cool aus, wenngleich nicht unbedingt bei mir. Aus der Mode sind hingegen Weihnachtsmützen vom Second-hand-Markt, und mega-out ist die Begrüssungsformel: «Hallo, wie gehts?»

Das fragt kein Mensch mehr, und eine Antwort darauf will auch niemand hören. Triffst du einen Bekannten beim Milchholen am Kiosk oder beim Bier im «German Point», sagst du einfach «Hi», und dann muss zügig ein überraschendes «Wo hast du denn gesteckt?» folgen. Im Englischen – immer noch Amtssprache in Kenia – hört sich das etwas flotter an: «Hi, where have you been?» Nicht die Frage nach der Befindlichkeit ist das Entscheidende, sondern die nach dem Standort, nach Schauplätzen, dem Woher und dem Wohin.

Maulfaule machen sich nicht viel Mühe, sie antworten: Ich war halt daheim, oder ich war halt da, hier, irgendwo. Anfangs machte ich den Fehler, die neue Begrüssungsfloskel sehr ernst zu nehmen, und antwortete mit ausführlichen Berichten über meine Reisen nach Deutschland, in den Kongo oder wo ich sonst gerade herkam. Das kam nicht so gut an. Gewünscht wird die leichte Plauderkost, der leicht verdauliche Nairobi-Tratsch. Und die Wo-warst-du-Frage ist da ein idealer Einstieg. Ich gebe Ihnen ein Beispiel. Also, wo war ich denn gewesen? Neulich, da stecke ich im Stau am Universitäts-Kreisel, und was sehe ich da, eine junge Kenianerin mit langen blonden Zöpfchen, genau so wie Serena Williams, sage ich. «Nein, unglaublich», entgegnet mein Gegenüber, eine alte Bekannte, die für eine Fluggesellschaft in der City arbeitet, und mich mit Wo-bist-du-gewesen? begrüsst hatte. «Blond gefärbt? Ja, die wird doch in keinem Büro akzeptiert, das muss eine Hure sein!»

Alein die Erwähnung des Schauplatzes Uni-Kreisel lässt den Nairobi-er ja schon aufhorchen, denn dieser Kreisel ist ein Brennpunkt. Hier schmeissen die Studenten bei Unruhen zuerst die Steine. Andererseits ist der Uni-Kreisel ein bisschen der Laufsteg im offiziell viktorianisch-prüden Nairobi, wo statistisch gesehen wohl die meisten Unterröcke der Welt verkauft werden. Aber hier an der Universität sieht man junge Paare Händchen halten, was ansonsten als unafrikanisch gilt. Und hier werden neuerdings hoch geschlitzte Röcke getragen – etwa eine Antwort auf die Mungiki-Sekte, die den Frauen das Tragen von Hosen verbieten will? Man sieht, die neue Wo-bist-du-gewesen-Begrüssung kann zu langen Geschichten, tiefen Erörterungen und endlosen Plaudereien führen. Noch ist der Trend nicht von allen erkannt worden. Gerade in der Provinz und in den ärmeren Stadtvierteln Nairobis hält sich noch hartnäckig das alte «How are you?» – Wie gehts?

Kürzlich besuchte mich in meinem Büro ein guter Freund, Herr Karanja, Rektor einer Slum-Schule, die von Schweizern unterstützt wird. Ich hatte ihn vier Wochen lang nicht gesehen und begrüsst ihn modgemäß mit: «Na, Herr Karanja, wo haben Sie denn so gesteckt?» Die Antwort folgte prompt: «Danke, danke, es geht mir sehr gut.»

Der Autor ist Afrika-Korrespondent des «Bund» und lebt in Nairobi.